

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 223.

Dienstag, 25. August.

1931.

... Achtung ... Bantrach ...!

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(26. Fortsetzung.)

Spoeker schloß hinter sich die Türe. Und wartete. Er war unruhig. Das Grauen hinter der verschlossenen Türe griff ihm mit eiskalter Hand ans Herz. Sagte ihm kalte Schauer über den Rücken. Er wollte in das Zimmer zurückgehen, sein kriminalistisches Verständnis anwenden — er fand den Mut nicht dazu.

Schon nach wenigen Minuten kam ein Polizist eilig die Treppe heraufgestürzt.

„Wo?“ fragte er.

Schweigend schloß Spoeker das Zimmer auf und wies hinein.

„Diable...“ fluchte der Polizist erschrocken. Er schluckte. Man sah ihm an, daß er sich zusammennehmen mußte. „Wer ist das?“, fragte er dann mit gedämpfter Stimme.

„Wir müssen es abwarten.“

„Warten Sie bitte. Ich gehe telefonieren“, sagte der Polizist, mit einem scheuen Blick auf die zwei Männer, die in einer Blutlache vor seinen Füßen lagen.

Eine Menge Menschen drängt sich in dem schmalen Korridor und reckte die Häuse. Trotz ihrer Eile hatte Frau Meunier Zeit gefunden, die ganze Mietskaserne mit der neuen, grauenhaften Sensation zu alarmieren.

„Fort... auseinander...“, schimpfte der Polizist. „Zurück da...“, wo ist hier Telefon?“

„Hier oben. Gegenüber“, riefen ein paar Stimmen zugleich.

Spoeker stellte sich vor die Türe des Mordzimmers und verhinderte so den Zutritt der neugierigen Menge.

„Fort da... fort...“, das ist nichts zum Anschauen!“, sagte er zornig. Die Menschen blieben stehen. Wankten nicht. Genossen den herrlichen Nervenkitzel, Zeugen einer ungeheuren Sensation zu sein. Der Polizist kam sofort zurück.

„Gehen wir in das Zimmer“, sagte er zu Spoeker, „die Kommission wird gleich kommen.“

Schweigend standen sich die beiden Männer im Mordzimmer gegenüber. Der Polizist blickte angestrengt zum Fenster hinaus. Er war noch jung. Vielleicht befand er sich zum erstenmal in seinem Leben in einer ähnlichen Situation. Spoeker hatte seine Ruhe wiedergefunden. Er musterte die Umgebung, prägte sie sich ein. Plötzlich kniete er bei René Savary nieder.

„Er lebt noch...“, eben hat er sich bewegt...“

Der Polizist eilte hinzu.

Ganz vorsichtig öffnete Spoeker Jackett und Weste des Bewußtlosen. Er konnte nicht verhindern, daß seine Hände voller Blut wurden. Hart neben dem Herzen sah die Einschußstelle. Ein kleines, dunkles Loch, aus dem unentwegt ein dünner Faden dunklen Blutes floss.

„Das lebt...“, sagte Spoeker zusammenschauernd.

Nun wandte er sich zu dem Körper des Italieners. Chiari lag mit dem Gesicht auf René Savarys Leib. Ganz vorsichtig schob Spoeker seine Hand zwischen die beiden Körper — suchte das Herz des Selbstmörders.

„Tot“, sagte er dann. Er richtete sich wieder auf.

„Wenn der Arzt nur käme...“, flüsterte der junge Polizist.

(Nachdruck verboten.)

Bald darauf wurden draußen auf dem Korridor Stimmen laut. „Hier — hier“, rief Madame Meunier. Dann pochte es vernehmlich an die Tür. Der Polizist öffnete. Die Mordkommission.

Mit einem raschen Blick überflog der Leiter der Kommission, ein noch sehr junger Polizeioffizier, das Zimmer.

„Photographieren!“, kommandierte er kurz. Der Photograph richtete sein Gerät, das Blitzlicht flammte auf, zwei-, dreimal.

„Genug“, befahl der Offizier. „Herr Doktor?“

Der Gerichtsarzt kniete auf dem Boden nieder. Zwei Polizisten hoben die Leiche Chiari von Savary herunter. Der Arzt untersuchte lange und sehr vorsichtig. Als er sich wieder aufrichtete, bestätigte er Spoekers erste Feststellungen.

„Dieser Mann muß sofort ins Spital, wenn er mit dem Leben davontommen soll. Er verblutet sonst“, sagte er, auf Savary deutend. „Der andere ist tot.“ Sorgsam wischte er das Blut von seinen Fingern ins Taschentuch.

Der Offizier winkte einen Beamten heran.

„Benachrichtigen Sie die Spitalleitung.“ Der Polizist verschwand.

„Wer hat den Fall zuerst entdeckt?“, fragte der Offizier.

Spoeker trat vor.

„Ich, Herr Leutnant.“

„Wer sind Sie?“

„Ich dachte, wir kennen uns, Herr Leutnant.“

Spoeker lächelte.

„Ich kenne nicht alle Hausierer in Brüssel kennen.“

Spoeker schwieg.

„Nun?“

Schweigend nahm Spoeker seine amtliche Legitimation aus der Brieftasche, die ihn als Agent der Brüsseler Kriminalpolizei auswies.

„Gut“, machte der Offizier. „Sie folgen nachher zum Kommissariat.“

Spoeker, den der allzu forschende Ton des jungen Offiziers verdross, gab keine Antwort. Schweigend zog er sich in den Hintergrund des Zimmers zurück und beobachtete aufmerksam die Bemühungen des Offiziers, der sich sofort an die Untersuchung des Mordzimmers begab.

Biel zu sehr von seiner wichtigen Mission durchdrungen, durchsuchte er den Schreibtisch nur sehr oberflächlich, warf einen Blick in den Schrank, das Schubfach des Nachtschranks, den abgeknallten Autotoffer in der Ecke, der sich als leer erwies. Mehr Möbel waren in dem kleinen Raum nicht vorhanden.

„Untersuchen Sie die Kleider der beiden“, befahl der Offizier dem ersten Polizisten, der sich mit sichtlichem Widerstreben an die Ausführung dieses Befehls begab.

In René Savarys Tasche fand man: seinen Paß, eine Brieftasche, ein silbernes Zigarettenetui, einen Brief aus Frankfurt am Main in deutscher Sprache, ein Portefeuille, das, wie ein flüchtiger Blick zeigte, eine große Summe baren Geldes aufwies, ferner alle Kleinigkeiten, die zu dem Bedarf eines eleganten

Herrn gehören. In der Manteltasche außerdem das Verkaufsbillet einer bekannten Brüsseler Waffenhandlung, ausgestellt am heutigen Tag. Der Offizier legte alle die Dinge sorgsam nebeneinander auf den Schreibtisch.

„Der nächste“, kommandierte er.

Die Taschen des Italieners dagegen waren nahezu leer. Neben dem Paß, von einer Mailänder Behörde ausgestellt, von deutschen und belgischen Behörden visiert, war da noch eine Brieftasche mit einem deutschen Ausweis, einer kleinen Anzahl Banknoten, ein Notizbuch mit einigen Brüsseler Adressen, meistens Damen, und einige andere Utensilien. Ein schmales, goldenes Armband ließ man dem Toten.

Vor dem Haus war das Spitalauto vorgefahren. Der Polizist, der es erwartete, hatte Mühe, die neuerliche Menge auseinanderzutreiben, um für die Sanitäter mit der Bahre Raum zu schaffen. Während die Samariter den bewußtlosen Savary auf die Tragbahre hoben, ließ sich der Polizeioffizier abermals am Schreibtisch nieder, um das Verzeichnis der entnommenen Dinge anzufertigen. Zum Schluß las er es laut vor und forderte den Gerichtsarzt auf, als Zeuge zu unterschreiben.

„Sie bleiben hier, bis der Tote abgeholt ist“, befahl er, sich zum Gehen wendend, dem ersten Polizisten, den Frau Meunier von der Straße heraufgeholt hatte.

„Dann versiegeln Sie die Türe. Hier ist die Marke.“ Spoeker folgte als letzter den Beamten ins Auto der Mordkommission. Niemand fiel es auf, daß er scheinbar aus Versehen seine schwere Hausierertasche im Mordzimmer zurückließ.

Im Kommissariat wurde das unangenehme Benehmen des jungen Polizeioffiziers noch peinlicher.

„Kommen Sie mal her!“, herrschte er Spoeker an, der im Automobil der Mordkommission mitgefahren war. „Wie sind Sie zu dem Mord gekommen?“

„Ich sagte es Ihnen ja bereits“, erwiderte Spoeker ruhig, der sich bis jetzt noch nicht verpflichtet fühlte, dem arroganten Offizier die Vorgeschichte wahrheitsgetreu zu erzählen. „Ich hatte in der Wohnung der Frau Meunier geschäftlich zu tun, als ich aus dem Mordzimmer laute Stimmen und Geräusche eines Handgemenges vernahm. Dann bläffte es leise, — ich wußte nicht, daß es ein Schuß mit Schalldämpfer war. Ich klopfte an und trat ein. Der Jüngere stand aufrecht, der Ältere lag bereits am Boden. Als mich der Jüngere bemerkte, erschrak er heftig und richtete die Waffe, die er noch in der Hand hielt, gegen sich, ehe ich es verhindern konnte.“

„Diese Anwesenheit kann unter Umständen peinlich für Sie werden“, meinte der Offizier mit einem mißtrauischen Blick.

„Ich verlasse mich auf die Untersuchung der Pistole“, gab Spoeker mit einiger Schärfe zurück.

Erstaunt sah der Offizier auf, ohne zu antworten. Er hatte die gefundenen Utensilien zur Hand genommen und blätterte in Savarys Paß.

„Notieren Sie“, sagte er zu dem Schreiber: „René Savary, geboren am 12. Februar 1896, zu Straßburg im Elsaß. Bürger der USA., Wohnort Boston, USA., Regentstraße 368. Beruf — nichts.“ Er blätterte weiter. „Der Mann war seit Anfang dieses Jahres in England, in der Schweiz, dann ein Vierteljahr in Deutschland, fuhr am 9. Mai abermals nach England und ist gestern abend, nach dem Einreisestempel der Grenzbehörde Ostende, in Brüssel angelangt. Haben Sie notiert?“

Der Schreiber nickte.

„Der andere ist Italiener“, fuhr der Offizier fort, „Umberto Brinis, ebenfalls ohne Beruf. Am 7. März 1909 geboren in Noh bei Mailand. Ausstellende Behörde des Passes ist die Verwaltungsstelle Mailand. Er lebte seit ungefähr vier Jahren ununterbrochen in Deutschland, in Frankfurt am Main. Der andere Ausweis ist in deutscher Sprache ausgefertigt.“

„Ich spreche deutsch“, unterbrach ihn Spoeker, „geben Sie her.“

Ein wenig überrascht folgte der Offizier der Aufforderung.

Aufmerksam betrachtete Spoeker den Ausweis. Dann lächelte er befriedigt.

„Es stimmt“, sagte er.

„Was stimmt?“ Ungeduldig war der Offizier nähergetreten.

„Geben Sie mir den Paß.“

„Wie meinen Sie?“

„Den Paß.“

Zögernd reichte der Offizier den Paß vom Tisch.

Spoeker warf nur einen kurzen Blick auf das Papier. Dann blickte er auf. „Diese beiden Ausweise sind gefälscht. Unter dem Namen Brinis stand bis vor kurzem ein anderer Name.“

Fassungslos starrte der Offizier auf die Ausweise.

„Sie haben recht“, gestand er dann, seinen Ärger hinunterschluckend, „Sie haben gute Augen.“

„Rein“, lächelte Spoeker. „Und da Sie nun einzusehen scheinen, daß auch ein Hausierer der Polizei dienstlich sein kann, so darf ich meine frühere Aussage dahingehend erweitern, daß dieser tote Italiener Umberto Chiari heißt und von der deutschen Kriminalpolizei wegen Mordverdachts gesucht wurde. Ich war auf seiner Spur. Die Zufälligkeit meines Dortseins dürfte Ihnen damit klarer werden.“

Der Offizier biß sich auf die Lippen.

„Da Sie so gut informiert scheinen, können Sie mir vielleicht auch sagen, wer dieser verwundete Savary ist?“

„Ich gehe nicht darauf aus, allen Vorbeer allein zu ernten“, lächelte Spoeker spöttisch. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr Leutnant, dann wenden Sie sich sofort an die Frankfurter Kriminalpolizei, die Ihnen sofort Aufschluß geben wird. Vielleicht überlegen Sie auch einmal die Inanspruchnahme des internationalen Polizeifunks. Und nun darf ich bitten, mich empfehlen zu dürfen.“

„Unsympathisches Bettelvolk“, hörte er den Offizier noch sagen, ehe die Türe der Kommissariatsstube hinter ihm ins Schloß fiel.

Spoeker stürzte sich in Unkosten. Er nahm die nächste Straßenbahn und fuhr nach dem Justizgebäude. Dort hatte er eine lange, eingehende Unterredung mit dem Untersuchungsrichter, der ihn kannte.

„Protokollieren Sie bitte meine Aussagen“, bat er schon zu Beginn der Unterredung.

„Warum das?“, erstaunte sich der Untersuchungsrichter.

„Es gibt sehr ehrgeizige Polizeioffiziere“, machte Spoeker mit einer sehr eigenartigen Handbewegung.

Von dem Justizgebäude aus fuhr der Hausierer in die deutsche Gesandtschaft. Mit wachsendem Erstaunen hörte man seinen Bericht und zeigte nicht mit dem wohlverdienten Lob, das er mit zufriedenen Lächeln einsteckte. Aber plötzlich verabschiedete er sich hastig. Nicht ohne sich vergewissert zu haben, daß ein Telegramm an die Frankfurter Kriminalpolizei abgegangen war. Seine Hausierertasche im Mordzimmer war ihm eingefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittag im Garten.

Vor den Fugen der verschlafnen Mauer
Schwanken Efeuschatten, schwarze Schauer.
Droben stehen Rosen, die verblühen.

Ganghinauf verdunkelt sich das Grün.

Aber mich ist Sonnenlicht gebreitet,

Hat den kleinen weißen Platz geweitet,

Der in stiller Mittagshize schwebt

Und mich mit in seinen Wirbel hebt.

Richard von Schaul.

Ein Besuch auf einer Silberfuchsfarm.

Hoch oben im Schwarzwald, unsern von Titisee, Feldberg und St. Blasien, liegt der Höhenturort Altglashütten. Wer sich dem Dorfe nähert, gewahrt oben auf einem Bergabhang in 1100 Meter Höhe, eine sich weit ausbreitende Anlage, aus deren Mitte sich ein Turmbau erhebt.

Wir bestiegen die Anhöhe und standen vor einer großen zaun- und schacheldrahtbewehrten Anlage. In entgegenkommender Weise wurde es uns gestattet, die Farm zu besichtigen. Man forderte uns auf, den Turm zu besteigen. Wie von einer Kommandobrücke aus überblickten wir das bergan gelegene wohlgeordnete Zwingerfeld. Schachbrettartig lagen ungefähr 160 Zwinger vor uns da, jeder fünf zu zwölf Meter im Rechteck messend. Im oberen Teil jedes Zwingers steht ein sinnvoll gebautes Holzhäuschen, das den Silberfuchsen den Fuchsbau ersetzen soll.

Am Boden bemerkten wir einige Löcher. „Das sind wohl Fuchshöhlen, in der sich Silberfuchse vergraben?“ „O nein, der Boden ist mit Raschendraht ausgelegt, wodurch ein Vergraben des Tieres ausgeschlossen ist,“ lautete die Antwort des Züchters.

Die ersten Zuchtpaare der „Excelsiorfarm“ wurden von dem Gründer der Farm aus Kanada, der Heimat des Silberfuchses, nach Altglashütten verbracht. Gegenwärtig leben in Europa keine Silberfuchse mehr in der Freiheit. Wie man uns berichtete, soll der letzte europäische Silberfuchs vor ungefähr 50 Jahren in Ungarn erlegt worden sein, der heute im Museum zu Budapest aufbewahrt wird.

Die Aufzucht des Silberfuchses ist sehr mühselig. Angewandte Erfahrung, weitsehender Züchtergeist und wissenschaftliche Gründlichkeit sind die Grundpfeiler, auf denen sich der Farmbetrieb aufbaut. Das Farmhaus weist zweckmäßige Anlagen auf, mannigfache hygienische und sanitäre Einrichtungen, die der Aufzucht der Jungtiere dienen. Die Erhaltung der Tiere zwingt geradezu zur größten Reinlichkeit. Mindestens wöchentlich einmal werden die Häuschen mit Lysol ausgewaschen. Wie der Schiffskommandant von der Brücke aus sein Schiff beobachtet, so steht der Züchter auf dem Turm der Farm und beobachtet seine Tiere. Jeden Fuchs kennt er bei Namen, mit den Familienverhältnissen jedes Zwingers ist er vertraut. Er weiß genau, wieviele Junge jedes Zuchttier zur Welt gebracht, kurzum, er lebt vollständig mit seinen Silberfuchsen. Die am Gewinn beteiligten Wärter gehen so weit in der Pflege ihrer Schützlinge auf. Die Tiere sind gegen jede Pflücker sehr zutraulich. Der Fuchseid unter ihnen ist groß, wie bei allen Raubtieren, und unter einem Wutschrei bedrohen sich die gefährlichen Rachen, wenn der eine dem anderen einen guten Bissen wegzuschnappen versucht.

„Kommt es nicht vor, daß der eine oder der andere in die ersehnte Freiheit flüchtet?“ lautete unsere Frage. „Ich könnte sie laufen lassen, sie lämen sicher wieder,“ entgegnete man uns, „denn so wie bei uns, ist der Fuchs nirgends für sie gedeckt.“ Unruhig liegen die Tiere in den Zwingern umher, die Zeit der Fütterung war herangekommen. Und in der Tat, wir sahen, wie gut und reichlich den Tieren Nahrung gereicht wurde. Rind- und Hammelfleisch wurde in gemahlenem Zustand, mit Flüssigkeit getränkt, auf Tellern jedem vorgelegt. Eier und Milch vervollständigen häufig die Mahlzeit. Grahamkorn, Gemüse, getrocknete Pflaumen und Feigen, ganz nach der Jahreszeit, selbst Brom- und Himbeeren fehlen dem Mahl nicht als Lederbissen. Die Ernährung spielt natürlich eine große Rolle, nur wenn jagdmäßig genährt wird, legt ein schöner Pelz an von jener Dichte und Feinheit, den man von einem erstklassigen Silberfuchspelz verlangt.

Das scheue Familienleben darf nicht gestört werden. Als wir uns einem Zwinger nähern wollten, um dem Spiele zuzusehen, weil ein Fuchswelchen gerade seine zierlichen Jungen laufen ließ, bat man uns nicht näherzutreten, damit sich die Mutter nicht ängstige und das Kleine mit den Bahnen fortzuschleppen, was sehr schädlich für die Schönheit des Felles werden könnte.

Aber die Frage der Fortpflanzung äußerte sich der Züchter: „Die Fähe (Weibchen) ist sehr wählerisch und nimmt nicht jedes Männchen an. Sehen Sie dort den Rüden, der den Bau umkreist?“ fragte man uns. „Das war das scheueste Tier. Kaum hatte das Weibchen empfangen, der Rüde merkt dies binnen einer Woche, so wurde aus dem ängstlichen das tapfere Tier, das vor jedem Fremden zähnefletschend den Bau verteidigte, der Fähe die besten Bissen zutrug, was übrigens jeder Rüde tut, und den Bau nicht mehr betritt, sondern sich nur gelegentlich überzeugt, ob drinnen alles in Ordnung ist.“

„Wie züchtigen Sie eigentlich?“ „Nach andern Grundsätzen als jene sind, die unsere Krüppelheime füllen,“ lautete die Antwort. „Das schönste, gesündeste Tier hat das größte Recht auf Fortpflanzung. Sehen Sie einmal dort, das sind kanadische und das hier sind Alastafische. Beide sind reindrassige Exemplare mit weit zurückreichenden Stammbäumen. Und wissen Sie, was bei der Kreuzung herauskommt? Nun, ein ganz gewöhnlicher Rottfuchs! Darüber sind Sie wohl sehr erstaunt. Aber gerade dies ist uns sehr willkommen, denn durch Weiterzüchtung wird er auf einen Typ zurückentwickelt und ergibt frischere Exemplare.“

„Schrecken Sie vor der Vielweiberei nicht zurück und geben Sie einem wertvollen Männchen mehrere Weibchen?“ „Gewiß, wir bauen ihm einen Übergang zu zwei Zwingern.“ „Warum lassen Sie nicht zwei Weibchen in demselben Hause?“ „Um Gotteswillen,“ lautete die Antwort, „die Weibchen würden sich um das Männchen sicher töten.“

Die Fuchse kommen im Späthjahr in einen großen Freilauf, der mehr als Spiel- und Tummelplatz für die Tiere gedacht ist. Die Excelsior-Mutterfarm zählt augenblicklich einen Bestand von 430 Silberfuchsen. Im August, September und Oktober wächst der Pelz, im Dezember ist er am schönsten. Im Dezember wird eine bestimmte Anzahl von Silberfuchsen gepelzt und gelangen in den Handel. Einmal im Jahre werfen die Fähen Junge. Gute Zuchttiere werden bis zu zehn Jahren zu erhalten gesucht. Von 58 Fähen erhielt die Farm im vergangenen Jahre 218 Junge. Bei guter Pflege ist die Sterblichkeit gering, sie entspricht 2 bis 3 Prozent. Ein schöner Silberfuchspelz kostet 300 bis 800 Mark. Ein Zuchtpaar wird mit 2500 bis 4000 Mark an Züchter abgegeben. „Fürchten Sie nicht durch Abgabe sich Konkurrenz groß zuziehen?“ „Nicht im geringsten, denn dieser Luxuspelz wird stets begehrt. Das von Natur dreifarbene Einzelhaar läßt sich nicht künstlich färben und setzt kein Stüd der Gefahr aus, mit minderwertigen Imitationen verwechselt zu werden,“ gab uns der Züchter zur Antwort.

Es waren eine Fülle neuer Eindrücke, die wir auf der Farm gewonnen hatten. Es zeigte sich auch hier wieder, wie sich der Mensch zum Beherrscher des Tieres, selbst des Raubtieres, im Laufe der Zeit gemacht hat und wie er versteht, das Schöne an ihm zu seinen Zwecken auszunützen. J. A.

Liebestragödien aus aller Welt.

Ein romantischer Zigeunerprimas. — Das kurze Liebesglück des Prinzen Mdiviani. — Der Schutengel des Kindes.

Man muß den Filmautoren, die uns noch immer rührselige romantische Liebesdramen vorsehen, Abbitte leisten, denn nicht nur in ihrer Phantasie bestehen jene hochdramatischen Liebestromane, in denen Morbiden aus Eifersucht vollbracht werden, schwarzlockige Zigeunererger treulose Frauen racheglühend verfolgen. Das Leben ist manchmal kitschiger als ein Roman. Was würde beispielsweise ein Dramaturg dazu sagen, wenn man ihm ein Manuskript einreichen wollte, in dem zwei Figuren die Hauptrolle spielen, nämlich die unverstandene Frau und der vor Eifersucht glühende Zigeunerprimas. Er würde sicherlich ein solches Stüd als zu kitschig und veraltet ablehnen. Und doch gibt es diese Figuren noch im Leben, und sie handeln so, wie es in alten Romanen steht. Das beweist eine Tragödie, die sich soeben in dem weltbekannten Bad Pöstyan zugetragen hat. Jedes Jahr pflegte dort Frau F., die Inhaberin einer prächtigen Villa, die Sommermonate zu verbringen. Ihr Gatte, ein begüterter Ingenieur, weilte während dieser Zeit in Wien. Sie hatte ihn kurz nach ihrer Scheidung kennengelernt, denn vorher war sie mit einem bekannten Anwalt verheiratet gewesen. Mit ihrem zweiten Gatten vertrat sie sich nicht sonderlich, da sie eine sehr verwöhnte und anspruchsvolle Frau ist. So spielte denn Frau F. die Unverstandene, die sich nach dem Mann sehnt, der das Rätsel ihres Wesens lösen könnte. Vergeblich hielt sie nach dieser Idealgestalt Ausschau, bis plötzlich eines schönen Tages der schwarzlockige Zigeunerprimas Bela Palatos ihren Weg kreuzte. Das schien endlich der Mann zu sein, der ihr bestimmt war. Sie nahm ihn als Untermieter in ihre Villa auf, führte lange Gespräche mit ihm, kurz, die beiden verstanden sich vorzüglich. Ob Beziehungen anderer Art zwischen ihnen bestanden, sei dahingestellt. Jedenfalls wurde der Zigeuner immer eifersüchtiger, er beobachtete die Frau auf Schritt und Tritt, und eines Tages kam es, wie es kommen mußte, der eifersüchtige Zigeunerprimas tötete Frau F. durch einen Revolverchuß. Ein Hausbewohner eilte hinzu, um den Rasenden zu bewältigen, aber dieser riß sich los und brachte sich eine schwere Verletzung durch einen Brustschuß bei. Die Frau starb kurze Zeit darauf, der Zigeunerprimas wurde in hoffnungslosem Zustand ins Krankenhaus eingeliefert.

Es ist noch gar nicht lange her, daß sich die Filmdiva Pola Negri von ihrem Gatten, dem Prinzen Mdiviani, trennte. Das erregte damals großes Aufsehen, denn Pola hatte noch kurze Zeit vorher versichert, daß sie ihren Gatten so innig wie früher liebte. Aber die vielen Eifersuchtszenen, die sich zwischen den Ehegatten ereignet hatten, mußten endlich zu einem Bruch führen, und so wurde denn die Ehe lang- und klanglos getrennt. Auch der Bruder des Prinzen, David Mdiviani, hatte eine Filmschauspielerin geheiratet, nämlich den blonden Filmstar Mae Murray, und beide hatten bei ihrer Eheschließung erklärt, daß sie überaus glücklich wären, und daß ihre Liebe nie ein Ende nehmen würde. Schneller als gedacht hat nun auch diese Verbindung ihr Ende gefunden, denn Mae Murray hat — wie aus Hollywood gemeldet wird — soeben die Scheidung gegen ihren Gatten eingeleitet, und

gwar bezieht sie ihn der Grausamkeit. Sie gibt als Scheidungsgrund, an daß der Prinz ihr gegenüber fortgesetzt grausam gewesen sei, indem er sie dauernd beleidigt und seelisch verletzt habe. Sie behauptet sogar, daß ihr prinzipieller Wille sie mehrfach mit einem Revolver bedroht und sie mit den Fäusten geschlagen hatte. In diesem Verhalten sieht Rae Murray eine Grausamkeit, die sie unmöglich länger ertragen kann. Weinend erklärte sie, daß sie ihr Schicksal zwei Jahre vor aller Welt verheimlicht hätte. Nun aber könnte sie nicht mehr die Kraft aufbringen, dieses Martyrium noch länger auf sich zu nehmen.

Das Sprichwort von dem Schutengel der Kinder hat sich wieder einmal bewährt, und zwar in einem Fall, in dem ein sechsjähriges Mädchen das Opfer eines raffinierten Mordanschlags werden sollte. In Mailand lebte ein Tabalarbeiter mit Frau und Kind in glücklicher Ehe. Sie bewohnten zwar nur eine bescheidene Dachlammer im fünften Stock einer Mietkaserne, aber sie waren mit ihrem Los zufrieden. Das änderte sich erst, als der Tabalarbeiter ein anderes Mädchen kennenlernte, in das er sich verliebte. Das Mädchen begann ein Liebesverhältnis mit dem verheirateten Mann, forderte jedoch beharrlich von ihm, daß er sich von seiner Ehefrau trennen sollte, um sie, die Geliebte, zu heiraten. Der Mann weigerte sich jedoch immer wieder unter dem Hinweis darauf, daß er sein sechsjähriges Töchterchen sehr liebe und sich nicht von ihm trennen wolle. Da begann die Geliebte, einen teuflischen Plan zu erfinden, den sie später auch ausführte. Vor der Dachlammer, in der das Ehepaar wohnte, befand sich ein kleiner Balkon mit einem Gitter aus Eisenstäben. Es gelang der Tabalarbeiterin, in einem unbewachten Moment auf diesen Balkon zu gelangen, und sie benutzte die Zeit, um dieses Eisengitter durchzufeuern, daß es abbrechen mußte, wenn sich jemand daran lehnte. Sie hatte die Zeit sehr geschickt berechnet, denn wenige Minuten später kam das Kind, gegen das der Anschlag vorbereitet war, nach Hause. Alles ging programmäßig, das Kind ging nach einiger Zeit auf den Balkon, lehnte sich gegen das durchgefeilte Gitter, dieses brach, und das Mädchen stürzte vom 5. Stockwerk in die Tiefe, wo es ungewiss mit zerstücktem Körper aufgeprallt wäre. Aber in diesem Augenblick, wo es um Sekunden ging, erschien als Schutengel die Mutter des Kindes. Sie trug einen Korb Wäsche in der Hand, und in diesen Korb stürzte das Kind. Da die weiche Wäsche den Aufprall linderte, erlitt das Mädchen nur leichte Prellungen. Die Mutter dagegen stürzte zu Boden und brach die linke Hand. Man stellte sofort eine Untersuchung an, fand das durchgefeilte Gitter, und da man der Geliebten des Mannes die Tat auf den Kopf zusagte, brach sie zusammen und gestand ihre verbrecherische Absicht ein. Sie wurde sofort in Polizeigewahrsam genommen und muß scharf beobachtet werden, da sie sich aus Neue das Leben nehmen will.

fränkisches Mosaik.

Von Hans Gassen.

Morgen auf dem Käppele.

Daß der Blick vom Käppele auf Würzburg hinunter am Abend schön ist, wenn die Lichter glühen, das wissen Einheimische und Fremde, denn es steht im Baedeler.

Ich bin am Morgen hinausgegangen.

Ein paar alte Frauen begegneten mir; sie trugen Rosenkränze in der Hand und beteten an jedem Bildwerk des Stationsweges.

Und einige Buchfinken waren noch da, die sangen hell in den Tag.

Auch die Scheuerfrauen will ich nicht vergessen, die Baltheiser Neumanns wunderbares Wallfahrtskirchlein unter Wasser gesetzt hatten, was ihre Pflicht war. Und zudem spiegelten sich die brennenden Kerzen vor den Altären so fein und vielfältig in den Wasserlachen auf dem Fußboden, daß es eine Lust war.

Lange habe ich noch draußen gestanden und hinuntergeblut auf die gesegnete Frankenkast und das herrlich gehägelte Land ringsumher.

Ein zarter Dunst lag über allem; über der Mainbrücke, wo die Menschen gingen und die Heiligen standen, still und voll Andacht; über den großen und kleinen Häusern, über den Straßen und Gassen; über den Kirchen, die da heißen St. Maria, St. Augustinus, St. Michael, St. Peter, St. Stephan, St. Burkard . . . ; über den Dom St. Kilian, dessen Glockenstimme ernst und mahnend in meine Einsamkeit kam, aus der ich, wie von einem Wunder umfungen, langsam der Stadt wieder zuschritt

Die Schwäne von Weitzhöchheim.

Ein wenig enttäuscht war ich schon, als ich den Teich von Weitzhöchheim unbelebt von den Schwänen fand, von denen man mir erzählt.

In einem Winkel des Gartens entdeckte ich sie.

Sie saugten mich an und bogen die schlanken Hälse in seltsamen Windungen. Als ich ihnen aber Brot hinwarf, das ich vorsorglich im Ort gekauft, wurden sie zutraulicher.

Im schwerfälligen Schwanenschritt folgten sie mir, der langsam dem Teiche zuschritt, um den die Weiden standen, wie Märchenfrauen, die ihre wallenden Haare dem Wasser zum Spiele boten.

Ich setzte mich in den alten, mächtigen Kahn, der an der Uferkette schaukelte. Ich war ganz allein in diesem säklichen Garten, wo die feineren Bildwerke in den einst sorgsam beschnittenen Hecken stehen und das Schloß goldgelb durch die Bäume schimmert.

Die Tiere waren um mich wie Freunde.

Schweigende Freunde, die mich besser verstanden, als viele der Menschen, die durch den Tag hasten und nicht mehr zu lauschen verstehen auf die Stimme der eigenen Seele, geschweige denn auf die des anderen.

Leise schlug das Wasser an mein Boot.

Wollte es erzählen von verunknuten Zeiten, von gestorbenen Menschen, die einst hier zierlich schritten, die Städte mit kostbaren Eisenbeigriffen und Tabakdosen aus Gold und Silber trugen? War nicht ein Lachen drüben im Buschwerk, oder war es nur der nassheißende Haier?

Leise schlug das Wasser an mein Boot.

Und die Schwäne zogen ihre Kreise über den kleinen See, und in den Weiden rauschte der Wind

Entdeckung in Ochsenfurt.

Am Spätnachmittag kam ich nach Ochsenfurt.

Das ist die kleine Frankenkast voll Reiz und Stimmung, aus der der Schmied stammt, der irgendwann einmal vor vielen hundert Jahren ein deutsches Heer, als der Kaiser schwer erkrankt oder gar plötzlich gestorben war, nach Hause führen mußte, weil er dem Kaiser wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich sah. Das Heer durfte nämlich, sollte es nicht der Auflösung anheimfallen, nichts erfahren vom Schicksal des Kaisers.

Und so mußte der schlichte Mann die herrliche Rüstung anlegen und Kaiser sein. So trefflich erfüllte er seine Aufgabe, daß sie ihn nachher wirklich zum Kaiser machen wollten.

Da aber schüttelte er das Haupt und ging zurück nach Ochsenfurt zu Masebalg und Feuer

In dem Frankenkastchen, wo diese schöne und recht zur Bejammlichkeit anregende Sage spielt, habe ich eine Entdeckung gemacht.

Ich kam in die St. Andreaskirche und schaute mich ein wenig um.

Da fiel mir eine kleine Statue auf, ein wenig erhöht aufgestellt an einem Pfeiler. Das muß was Besonderes sein, schloß es mir durch den Kopf: Dieser belebte Ausdruck, diese wundervolle, das heilige Buch haltende Rechte, der Wurf des Mantels . . .

Der Baedeler schwieg sich aus.

Ein paar Leute auf der Straße wußten nichts.

In einem kleinen Lädchen gegenüber aber erzählte mir eine freundliche Frau, das sei der heilige Nikolaus von Riemen-schneider und gestohlen sei er auch schon einmal worden, aber wiedergefunden habe man ihn, irgendwo in einer großen Stadt. Dann bin ich wieder in die Kirche gegangen, in der letztes Sonnenlicht lag in goldenen Tüpfen; und mit dem heiligen Nikolaus habe ich Zwiesprache gehalten, wie mit einem alten, guten Freunde . . .

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Im Restaurant.

Der junge Herr: „Ich verbitte mir diese dauernde Belästigung! Sie fixieren mich!“ — Der alte Herr: „Vom Fixieren kann wohl keine Rede sein! Sie sind ja noch nicht mal entwidelt!“ (Passing Show.)

Vor einer Holzfällerhütte

in Kalifornien hält ein kostbares Privatauto, dem ein eleganter junger Mann entsteigt. Aus der Hütte tritt ein alter mürrischer Holzfäller. Der junge Mann geht auf ihn zu und ruft freudig: „Vater, kennst du mich nicht mehr? Ich bin dein Sohn Billy, den du vor zehn Jahren in die Stadt geschickt hast, um Tabak zu kaufen. Ich bin damals gleich dort geblieben, bin vorwärts gekommen und habe heute ein glänzendes Einkommen. Hier ist mein eigener Wagen!“ — Der Holzfäller betrachtet misstrauisch seinen Sohn. „So“, öffnet er endlich den Mund, „und wo ist der Tabak?“ (Nebelspalter.)

Der Grund.

„Ich sage immer nur das, was ich wirklich weiß!“ — „So, also das ist der Grund, warum du immer so schweigsam bist!“ (Answers.)